

VERDUN

Krieg und Nachkrieg
im Spiegel
literarischer und anderer Zeugnisse

von Kurt Oesterle

(2009)

Am Anfang war das Schweigen ...

Als der Krieg und seine größte Schlacht vorüber waren, fragten sich die Überlebenden, wie man darüber sprechen könne, ja, mit welchen Mitteln überhaupt daran zu erinnern sei. Sie kamen zu der Einsicht, daß die Schlacht von Verdun allen, die nicht an ihr teilgenommen hatten, kaum zu vermitteln war.

Zu viel Unaussprechliches war geschehen.

Eher noch konnten französische Verdun-Kämpfer sich deutschen Verdun-Kämpfern verständlich machen, als daß sie Landsleuten, die nicht in Verdun gelitten hatten, zu sagen vermochten, wie es dort gewesen sei. „Wir sind anachronistische Überlebende, unsere Erfahrung ist nicht mitteilbar“, schrieb Maurice Genevoix, ehemaliger Verdun-Kämpfer und Mitglied der *Académie Française* – und aus diesem Grund ist Genevoix noch nach Jahrzehnten nicht müde geworden, „die Solidarität zwischen den ehemaligen Kämpfern“ beider Seiten zu würdigen; er schreibt:

„Es ist eine tiefe, ergreifende Solidarität, verwurzelt in dem gleichen Gefühl der *Condition humaine*. Ich habe oft Anstoß erregt, weil ich diese Solidarität bezeugte und keinen Zweifel daran ließ, mich den deutschen Soldaten, die das gleiche Elend erlebten wie wir, näher zu fühlen als meinen eigenen Landsleuten in der Etappe.“

Darum war das öffentliche Gedenken der französischen Überlebenden von Verdun so lange vom Schweigen beherrscht.

Einmal im Jahr trafen sie sich zu Tausenden auf dem Schlachtfeld, nahe der zerstörten Kapelle von Sainte-Fine. Es war in einer der hier oben meist eisig kalten Februarnächte. Stumm standen sie da. Niemand durfte sich als Redner hervortun. Angesichts der vielen Kriegsgräber ringsum galt eine unerbittliche Gleichheit. Schließlich pilgerten sie hinüber zum französischen Soldatenfriedhof von Douaumont. Jeder Teilnehmer stellte sich an eines der Gräber – zur „Ablösung“, um mit den Toten symbolisch die Plätze zu tauschen. Jetzt ertönte erstmals eine Stimme. Sie rief, für die namenlosen Toten im Beinhaus gegenüber, die

Namen ihrer Kampf- und Sterbeorte ins Dunkel: „Douaumont, La Caillette, Vaux-Chapitre, Bois-Fumin, Ornes, Damloup, Ravin des Vignes, Froideterre, Mort-Homme ...“

In Verdun bewegt sich das menschliche Gedächtnis an der Grenze seiner Möglichkeiten. Was immer es unternimmt, um das Ungeheure, das sich dort zutrug, für die Nachwelt festzuhalten, scheint zu wenig. Dennoch hat es seit dem Ende des Kriegs nicht davon abgelassen, das Vergangene zu repräsentieren, in den unterschiedlichsten Gestalten - museal, filmisch, literarisch -, die ihrerseits selbst schon wieder historisch und Gegenstand der Forschung geworden sind.

Wenn aber schon die Kriegsgeneration Mühe hatte, ihre in Verdun gemachten Erfahrungen zu übermitteln, wie könnte es dann dem geschichtsbewußten Zeitgenossen von heute gelingen, gültig darüber zu sprechen?

Und wäre das überhaupt wünschenswert?

Sollte man die Geschichte der Verdun-Schlacht nicht besser den Toten überlassen und den Historikern? Was spricht dafür, ein solches Monster-Ereignis aus dem Zeitalter der irrsinnig gewordenen europäischen Nationalismen noch in unserem sich täglich weiter globalisierenden Gedächtnis zu bewahren?

Auf diese Frage gibt es keine Antwort, die mit „Ja, weil ...“ beginnt.

Ich will im Folgenden - erzählend, beschreibend, nachdenkend, also immer indirekt, nie thesenhaft - einige Gründe anführen, weshalb die Schlacht von Verdun und ihre Folgen nicht in Vergessenheit geraten sollten. Diese Gründe haben im weitesten Sinn damit zu tun, daß der Gesamtkomplex „Verdun“ sehr viel Anschauungsmaterial zum Thema *Zivilisationsgefährdung* enthält.

Dem gegenwärtigen deutschen Geschichtsbewußtsein erscheint der Erste Weltkrieg fremder und abgelegener als dem französischen und dem britischen Geschichtsbewußtsein, die ihn, ungeachtet des Zweiten Weltkriegs, nach wie vor als den „Großen Krieg“ abgespeichert haben. In Deutschland ist er hinter den noch düstreren Horizonten von Hitler-

krieg und Holocaust beinahe unsichtbar geworden. Der Westen hingegen erkannte früh, was er zu bedeuten hatte. Paul Valéry, der große französische Philosoph und Schriftsteller, konstatierte bereits 1919: Jetzt, nach dem Ersten Weltkrieg, besitze man die Gewißheit, daß auch Zivilisationen sterblich seien. Darauf konnte Jahrzehnte später die umfassendere These errichtet werden, das gesamte Zeitalter der Moderne sei durchdrungen von einem technikbedingten Verlust an Ethik, der schließlich die innere Menschennatur verwüstet und mit Beginn des Ersten Weltkriegs dem industriellen Massen- und Völkermord den Weg geebnet habe. Zum Beleg wurden vier Namen aufgerufen, die für den Triumphzug der Enthumanisierung im zwanzigsten Jahrhundert stehen sollen, neben Auschwitz, dem Archipel *GuLag* und Vietnam auch der Name Verdun.

So wurde - typisch für das ausgehende letzte Jahrhundert - aus Verdun eine Chiffre, eine Signatur, ein Symbolbegriff. Der historischen Urteilskraft mag damit geholfen sein, dem Gedächtnis sicher nicht.

Was sagen die Zahlen?

Auf dem Schlachtfeld von Verdun sind knapp 700 000 französische und deutsche Soldaten gefallen oder verwundet worden, 362 000 auf französischer, 337 000 auf deutscher Seite; die höchste Zahl der Gefallenen auf beiden Seiten, die ich gefunden habe, beläuft sich auf 420 000, die niedrigste auf 200 000; demnach wären zwischen 300 000 und 500 000 Soldaten an Leib und Seele verwundet worden, zu einem großen Teil irreversibel; manche Historiker sprechen sogar von Verwundeten in Millionenstärke. In den Hauptkämpfen des Jahres 1916 lag die Ausfallquote auf beiden Seiten bei 8:2, das heißt: von zehn Mann kamen bestenfalls zwei unversehrt davon. Allein 70 000 Franzosen sollen durch „friendly fire“ umgekommen sein. Im Beinhaus von Douaumont, dem „Ossuaire“, ruhen die Gebeine von 130 000 unbekanntem Toten; auf dem Friedhof davor sind 16 123 gefallene Franzosen bestattet, Christen, Juden und Muslime; auf den deutschen Soldatenfriedhöfen im Hinterland liegen 93 000 Tote.

Der Krieg vor Verdun war vor allem ein Artillerie-Bombardement, acht Monate lang wurde unablässig geschossen. Auf jeden Quadratmeter fiel mindestens ein schweres Geschöß der deutschen Angreifer. Allein am ersten Tag ihrer Offensive, dem 21. Februar 1916, als die Deutschen auf einer Breite von zwölf Kilometern mit 200 000 Mann losschlugen, feuerten sie 936 000 Granaten aller Kaliber auf die Stadt und die französischen Linien; in den rund vierzig sogenannten Hauptkampfwochen verschossen allein die deutschen Batterien 1, 35 Millionen Tonnen Artilleriemunition – ein Autor hat errechnet, daß der Eisenbahnzug, der diese Munitionsmenge transportieren könnte, so lang sein müßte wie die Strecke zwischen Köln und Warschau.

Doch was sagen diese Zahlen wirklich?

„Die große Zahl löscht das Leid“, schreibt der Dichter Wolfgang Koepen, der um 1960 für sein Buch „Reisen nach Frankreich“ auch Verdun besuchte.

Verdun war zu allen Zeiten eine kleine Stadt; auch heute hat der Ort, dem das Stadtmarketing den Unternamen „Weltfriedensstadt“ verlieh, kaum mehr als 20 000 Einwohner. In der Römerzeit hieß er „Castrum Virodunum“, was nichts anderes bedeutet als „starke Festung“; während ihrer langen Geschichte ist die Stadt zehnmal belagert worden. Die deutschen Soldaten, die hier im Ersten Weltkrieg kämpften und nicht Französisch konnten, nannten sie „Ferduhn“; nach der deutschen Annexion sollte sie, auf Betreiben der Alldeutschen, „Werden“ heißen.

Verdun liegt im äußersten Nordosten Frankreichs, kaum fünf Autostunden von Stuttgart entfernt, mitten in altem lothringischen Bauernland. Zu Zeiten des Deutschen Reichs waren es von dort nur wenige Kilometer bis zu den schwarz-weiß-roten Schlagbäumen vor Metz.

Stadt und Gebiet Verdun wurden durch Jahrhunderte von Deutschen und von Franzosen gleichermaßen beansprucht – kein Wunder, daß der Name mythologisch extrem aufgeladen war und geschichtsromantische Nebel ihn umwallten. Vor allem das Jahr 843 brachte die Gemüter auf, da nämlich war in Verdun das Karolingerreich dreigeteilt worden: Zur

Linken, sozusagen, hieß es fortan Frankreich, zur Rechten Deutschland; in der Mitte, das dritte Stück, bekam König Lothar II. („Lothari regnum - Lothringen“), das nach dem Tod des Herrschers aber nicht zu halten war, zur umstrittenen Beute der beiden anderen Reichsteile wurde und in der Folge selten zur Ruhe kam.

Später, gegen Ende des Ersten Weltkriegs, als Gründe dafür gesucht wurden, warum die Deutschen ihre Nachbarn gerade bei Verdun angegriffen hatten, war unter anderem zu hören: wegen der symbolischen Bedeutung des Teilungsvertrags von 843 und der nie geklärten Ansprüche des Deutschen Reichs. Aber dieses Argument war ein Tarnargument, ein nachgeschobener Vorwand und eine scheinheilige Ausrede der Verantwortlichen, die nicht wahrhaben wollten, daß sie sich blutig verrechnet hatten und von Anfang an keine Chance besaßen, in Verdun durchzubrechen – und hatten doch großspurig ihre Offensive „Unternehmen *Gericht*“ genannt.

Verdun liegt an der Maas, und vor der Stadt, im Norden und Osten, erheben sich die Maashöhen; geradewegs hierher, auf diese schützend vor der Stadt gelegenen Hügel, verweisen die in der Umgebung allgegenwärtigen Straßenschilder mit der Aufschrift „Champ de Bataille – Schlachtfeld“. Die gesamte Verdun-Front war vierzig Kilometer lang, sie zog sich von Osten bei Les Eparges und St. Mihiel hinüber nach Westen bis zu den beiden Höhen Toter Mann und 304 (die heute eigentlich 297 heißen müßte, weil ihr im Krieg sieben Meter Höhe weggefräst wurden); als Endpunkt der Front könnte das Dörfchen Vauquois im Argonnerwald gelten, von dem der Minenkrieg lediglich einen überwucherten Riesenkrieger übriggelassen hat, mit einer stumpfen Anhöhe in der Mitte, auf der sich früher die Kirche erhob.

Doch der Hauptabschnitt der Front, das waren die Waldhügel nördlich und östlich der Stadt. Hier fand der deutsche Angriff von 1916 statt, hier tobte die sogenannte „Hölle von Verdun“ am siedendsten, hier wurde nach 1918 die „zone rouge“, die „rote Zone“ abgesperrt, bei deren Säuberung noch einmal Hunderte, vielleicht Tausende von französischen

Forstleuten, polnischen oder spanischen Metallsammlern sowie deutschen Kriegsgefangenen den Tod fanden; auch Schlachtfeldtouristen sollen in der „roten Zone“ zu Schaden gekommen sein, wenn sie sich für ein „Souvenir“ auf Abwege begaben.

... aber schön sind die Wälder nun wieder, so schön und friedvoll wie vermutlich vor ihrem großen Fall, und sicherlich dichter; ja, man hat dem Wald hier oben nach dem Ersten Weltkrieg mehr Erde überlassen können als davor, denn die Menschen, die hier einst lebten, kamen in nicht sehr großer Zahl zurück. Viele mag es vor diesem Ort gegraut haben. Andere, die sich dem Abwehrkampf vor ihrer Haustür sogleich angeschlossen hatten, waren tot und liegen einen Steinwurf entfernt von ihren einstigen Wohnstätten auf einem der vielen Soldatenfriedhöfe. In den zwei Dutzend Gemeinden des engeren Frontgebiets lebten 1914 sechseinhalb tausend Menschen – bei der nächsten Zählung, 1970, waren es 1700. Lücken in der Zivilbevölkerung, wenn man so sagen darf, wurden nach 1918 überwiegend mit Ansiedlern aus dem Elsaß geschlossen, das nun wieder französisch geworden war und offenbar einen Bevölkerungsüberschuß besaß, bei dem man sich glaubte bedienen zu dürfen.

Doch wer lebte gern in dieser Todesbrache?

Ein Gang in die verheerten Wälder war aus mehrerlei Gründen gefährlich: Überall lag noch scharfe Munition herum; auch konnte der unterhöhlte, trichterbesäte Boden einbrechen, und man versank für immer darin; oder zurückgelassene Sanitätshunde, die wieder zu Wölfen geworden waren und nachts die Dörfer bedrohten, fielen über einen her.

Neun Dörfer in der Umgebung waren völlig zerstört und wurden nicht wieder aufgebaut: Beaumont, Bezonvaux, Cumières, Douaumont, Fleury, Haumont, Louvemont, Ornes und Vaux. Wo sie einst standen, diese heilig gehaltenen „villages détruits“, stehen heute Denkmäler und Gedenkkapellen, die an sie erinnern. Von manchen finden sich noch ein paar Ruinen im Wald. Von anderen ist nichts, kein Körnchen mehr in der Landschaft zu entdecken – auf Luftbildern in einem der nahen Museen

sieht man jedoch, was kein Wanderer mit eigenen Augen je erkennen könnte: den Verlauf einiger Grundmauern unterhalb der Erdkrume.

Röntgenbilder aus dem Stadium nach aller Zivilisation ...

Ein einziges von dreitausend Häusern in der Umgebung ist unbeschädigt geblieben.

Sämtliche Dörfer auf beiden Seiten der Front waren von den Kriegsparteien zu kleinen Festungen ausgebaut worden. Zuvor hatte man die Bewohner evakuiert oder einfach mit ein paar Habseligkeiten davongejagt, andere waren beizeiten geflüchtet. Nur wenige sollen sich geweigert haben, ihre Heimat zu verlassen, Alte vor allem, die bereit waren, mit ihren Dörfern unterzugehen. Jede Ortschaft wurde mehrmals überrollt und vom Dauerbeschuß um- und umgezackert: das stattliche Ornes mit seiner Spinnerei und seinem weithin sichtbaren Kirchturm; das liebe Fleury mit seinem Endbahnhof, auf dem in Friedenszeiten Holz, Fleisch oder Gemüse verladen wurde, um auf der „Tacot“, der „Bimmelbahn“, zu den Marktflecken geschickt zu werden; die wuchtigen Einödhöfe Thiaumont-Ferme und Chambrettes-Ferme, vor denen Vieh in den Walddriften graste; die Steinbrüche von Haudraumont, aus denen das Material für den Haus-, Straßen- und Gleisbau gebrochen wurde; die Kalk- und Ziegelbrennereien, die Waldseen mit ihren jagdbaren Wasservögeln, die Bauerngärten ... und, natürlich, all die gehegten und gepflegten Dorffriedhöfe, denen schon bald die Granaten ihre Toten wieder entrissen, um sie zwischen Freund und Feind durch die Luft zu schleudern.

In einem Bistrot bei dem ehemaligen Dorf Douaumont - etwa an dieser Stelle ging im Frühjahr 1916 Charles de Gaulle in Kriegsgefangenschaft - hängen an den Wänden einige Fotos, auf denen das Leben in den verschwundenen Ortschaften ins Bild gesetzt ist: Straßenszenen mit Menschen und Tieren, pfeifeschmauchenden Bauern, Kindern, alten Frauen mit Kopftüchern, Pferden an der Tränke, Hühnern und Gänsen, einer Dorfschmiede; Genrebilder vom Leben auf dem Lande, wie sie auch im alten Schwaben entstanden sein könnten.

Das Leben hier muß hart und schlicht gewesen sein: im Sommer große Hitze, im Winter große Kälte mit viel Schnee. Fast unablässig kommt Wind aus den Ebenen und bricht sich an den Höhen, die kaum über vierhundert Meter aufsteigen; Kriegsteilnehmer haben vom winterlichen „Eiswind“ berichtet, der sie in ihren Gräben erstarren ließ. Nur in der Weinbergschlucht, die sanft am Ufer der fischreichen Maas ausläuft, kommt ein Hauch von Süden auf: Da sind einmal Trauben gewachsen. Doch sonst ist der Boden karg und nicht sehr fruchtbar; er weist die immergleiche graugelbe Farbe auf, die auch der später oft beschriebene „Verdunschlamm“ hatte, in dem viele Soldaten erstickten ... Von zahlreichen Bächen wird dieses sanfte Bergland, den Flüssen Maas und Orne zu, entwässert, munter springen sie durch die engen Waldtäler hinab, die hier Schluchten heißen - „ravins“ -, grad als wäre man in den Alpen.

Die Bewohner vergaben in der ihnen vertrauten Landschaft nur die allernötigsten Gewinn- und Geländenamen; bis die Kriegskartographen anrückten und das Gebiet mit Namen und Nummern spickten. Namen, die teils erfunden, teils der bäuerlichen Überlieferung abgelauscht waren und von den Soldaten beider Seiten während der Schlacht häufig zu wahrhaft sprechenden Namen umgeformt wurden – eine Mischung aus Bibel und Karl May. In peniblen Verdun-Reiseführern trifft man diese Namen darum immer zweisprachig an, und 1916 sind einige von ihnen um die Welt gegangen: „Froideterre – Kalte Erde“, „Mort-Homme – Toter Mann“, „Ravin de Brule – Brülle-Schlucht“, „Ravin de la Mort – Todesschlucht“, „Chemin du Loup – Wolfsweg“, „Ravin des Rattes – Rattenschlucht“, „Cote du Poivre – Pfefferrücken“, „Chemin des Obus – Granatenweg“, „Bois de la Douaire – Namenloser Wald“.

Die Landschaft nimmt einen festen Platz im *wahren* Gedächtnis des Krieges ein – das ist in Arnold Zweigs Roman „Erziehung vor Verdun“ nicht anders als in Homers „Ilias“. Ich halte Zweigs Verdun-Buch, das 1935 im Exil erschien, für den besten deutsche Kriegsroman nach Grimmelshausens „Simplicissimus“, der vom Dreißigjährigen Krieg erzählt:

„Wie ein Trupp Pferde“, heißt es bei Zweig, „die ihre Häse trinkend in den Fluß senken, traten die Maashöhen an das in Windungen strömende Gewässer. Sie entstammten als Ausläufer den Argonnen, diese Maashöhen, runde Kuppen oder Hochflächen. Grün war das Land, grün und reich an Bächen, die die Täler mit Sumpfwald füllten: zwischen hochstämmigen Buchen, Erlen und Eschen, im Unterholz aus allen blühenden Sträuchern und Dornen wühlte das Wildschwein, nistete die Ente. An den paar Verkehrswegen im gerodeten Hochland hatten sich Dörfer angesiedelt, waren Mühlen entstanden, die lothringischen Bauern, tätig und geschult, zogen Obst und Getreide, züchteten Vieh und Pferde. Das Land zwischen Mosel und Maas ... Kelten, Römer und Franken hatten es gezähmt, günstig grenzte es an die grüne und weiße Champagne.“

Im Sommer 1916, fünf Monate nach dem Auftakt der Schlacht, ist hinter Verdun noch nicht jeder Landstrich zerstampft und zermörsert; aber der Krieg dehnt sich aus, er vertieft und verdichtet seine Wirkung. Werner Bertin, Zweigs Hauptheld, sieht das Unvermeidliche kommen; er ist Schriftsteller, stammt aus Berlin, ein jüdischer Deutscher so wie der Schlesier Zweig, mit dem er außerdem gemeinsam hat, als „Schipper“, sprich: unbewaffneter Armierungssoldat, ein kümmerliches, stets bedrohtes Dasein an der Front zu fristen.

Bertin hat sich für ein Stündchen im sommerlichen Fosses-Wald niedergesetzt, um „einen Schluck aus der Feldflasche, ein Stück Brot und eine Zigarette zu sich zu nehmen“:

„Schwere Hitze“, heißt es weiter, „zitterte über dem Talkessel, der gelbbraun an den blauen Himmel grenzt ... Fahlgrau und zerfetzt steigt ein Abhang voll locker stehender Stümpfe hügelan. Zersplittertes Holz, weiß und ockerfarben, treibt noch grüne Blätter; mancher Stamm sieht noch wie eine geköpftete Buche aus, die meisten gleichen Skeletten, borstigen Pfählen, von Splintern und Gewehrkugeln über und über aufgenarbt. Blindgänger liegen walzenförmig zwischen Pflanzen oder strecken ihr rundes Hinterteil ins Licht. Mit grauen Fingern durchangelt altes Wurzelwerk die mächtigen Trichter; schief zur Erde gestürzt, riesige

Erdschirme aufrichtend, verwittern die großen Bäume, deren Wipfel längst in den Boden getreten sind. Der kreidige Fels, der ausgestreute Humus, dunkelbraun, und das unermüdlich wuchernde grüne Blattwerk malen in drei Farben die Zerstörung: hier hat der Mensch in ein paar Monaten ausgerottet, was die Natur in Menschenaltern wachsen ließ. Nur in gewissen geschützten Ecken der Böschungen sind Stämme heil geblieben und spenden Schatten ... Wie lange wird sich dieser Rest von Natur und Schöpfung am Abhang des Fosses-Waldes in Mond und Sonne halten? Diese glatten grügefleckten Buchensäulen? Die neue Batterie wird schon dafür sorgen, daß auch dieses letzte Stückchen Pflanzenwuchs in das öde Chaos von Baumstamm, Erde und Buschwerk zusammenstürzt.“

Aber es fehlt noch etwas im Gesamtbild – es fehlt, was den Krieg erst hierher lockte.

Verdun war immer ein stark befestigter Ort. Die Gallier hatten mit dem Ausbau begonnen, die mittelalterlichen Stadtväter waren damit fortgefahren, der Fortifikations-Baumeister Vauban hatte der Stadt im 17. Jahrhundert endgültig den Charakter einer Groß-Festung verliehen – und nach dem für Frankreich schmachvoll verlaufenen Krieg von 1870/71, als das Land seine Ostgrenze durch ein zeitgemäßes Verteidigungssystem sichern wollte, wurde rund um die Stadt Verdun ein dreifacher Festungsring aus zwanzig Forts und doppelt so vielen Zwischenwerken, aus Depots, Tunnels, Artilleriestellungen, Bunkern, Unterständen sowie einem weitläufigen Grabennetz, gezogen. Als Frankreich aber im Kriegsjahr 1915 in Bedrängnis geriet und es andernorts an Mannschaft, Waffen und Munition fehlte, hielt seine Armeeführung sich an das Überangebot der Feste Verdun. Und als dann die Deutschen ein Jahr darauf - unerwartet - gerade hier vorstießen, traf der Schock tief; noch heute ist deshalb in französischen Veröffentlichungen zu lesen: „Der hauptsächliche Grund für den deutschen Angriff auf Verdun lag in der Vernachlässigung dieses Frontabschnitts.“

Trotzdem gelang der Überraschungscoup nicht.

Die Deutschen, die die Marne-Schlacht im September 1914 verloren und im folgenden Sitzkrieg nichts hinzugewonnen hatten, scheiterten vor Verdun. Später hieß es - wiederum so ein nachgelieferter Vorwand - , man hätte deutscherseits an der Maas durchbrechen können, wenn man nur gewollt hätte. Aber man habe andere Ziele verfolgt, vor allem das Ziel, den französischen Gegner „abzunutzen“ und „auszubluten“, bis er am Ende aus Entkräftung vielleicht aufgab; den siegwilligen deutschen Truppen hatten ihre Kommandeure von dieser Schlachthaus-Strategie freilich nichts verraten, sondern ihnen einen „Spaziergang nach Verdun“ versprochen ...

Doch die Deutschen an der Verdun-Front waren nicht nur in *einer* Selbsttäuschung gefangen. So täuschten sie sich vor allem in den Soldaten von gegenüber, den „poilus“, die altpreußischer Kriegerhochmut sich nur feige und verweicht vorstellten konnte. In mehreren mörderischen und selbstmörderischen Frontalangriffen wollte es den deutschen „Landsern“ aber nicht gelingen, sie zu überwältigen. Gleich mehrfach ist das Wutgeheul in den Wäldern bezeugt, das aufstieg, wenn hinter einer zerschmetterten französischen Batterie noch eine von zwei, drei Mann gehaltene Maschinengewehrstellung auftauchte; wenn der „Franzmann“ also nicht getürmt war, sondern standhielt und Kontra gab. Oberbefehlshaber Pétain hätte sich seinen berühmt gewordenen Tagesbefehl vom 9. April 1916 - „Courage, on les aura! - Mut, wir packen sie!“ schenken können, seine Soldaten, in ihren horizontblauen Mänteln, wichen auch ohne diesen Zuruf nicht zurück.

Was hat die Franzosen so stark gemacht?

Zuallererst das Wissen, daß sie sich im Abwehrkampf befanden, daß sie ihr von den Deutschen überfallenes Land verteidigten. Sie taten es nicht verbissen und fanatisch, sondern bedrückt und nüchtern.

„ ... da tauchen sie aus dem Nebel auf“, schreibt Arnold Zweig, „mit Sturmgepäck und Bajonett, und unterm Stahlhelm schwarzbraune Gesichter, kaffeebraune, hellbraune: Frankreichs Kolonialregimenter vom Senegal, der Somaliküste, aus Marokko. Und anderwärts die Bretonen,

Südfranzosen, die Pariser von den Boulevards und die Bauern aus der Touraine. Allen ist Frankreich eine Mutter, alle wissen, sie verteidigen eine bescheidene Freiheit des Denkens und des Wollens, wenn sie den französischen Boden von den Eindringlingen befreien. Sie spielen keineswegs den begeisterten Krieger, fluchend und spottend klettern sie aus den Sturmstellungen, finster, mit zusammengebissenen Zähnen, blaß im Entschluß.“

Wohlgemerkt: Das entspricht nicht der Sicht nationalistischer deutscher Offiziere; es ist vielmehr die Erkenntnis des einfachen, aber verständemächtigen und halbwegs aufgeklärten Schipper-Soldaten Bertin. Auch die Angreifer, seine Kameraden, sieht Bertin mit Empathie, wenn gleich kritischer:

„Überdruß stand ihnen auf die Stirnen geschrieben, sie machten keinen Hehl daraus, doch das würde sie nicht hindern, ihr Letztes herzugeben ... Die (deutschen) Infanteristen sahen aus wie die abgetriebenen Herden des Todes, Fabrikarbeiter der Zerstörung; sie hatten alle die Gleichgültigkeit, die Industrie und Maschine dem Menschen aufpressen. Aber im Innern waren sie ungebrochen; ohne Begeisterung und ohne Täuschungen gingen sie nach vorn, getragen einzig von der Hoffnung, nach zehn Tagen wieder heil zurückzukommen. Und wieder vor und wieder zurück, bis eine Wunde sie ins Lazarett erlöste oder der Tod ...“

Hier klingt Schlacht-Entscheidendes an: Die deutschen Soldaten, die „wieder vor und wieder zurück“ müssen, wurden vor Verdun viel seltener von Ersatztruppen abgelöst als die französischen, nach kurzen Ruhepausen mußten sie abermals in die vordersten Linien. Pétain dagegen wechselte seine Einheiten nach dem „Schöpfrad“-Prinzip aus, keiner seiner Soldaten sollte insgesamt länger als acht Tage an dieser Front stehen – der Grund: „damit niemand das Gefühl erhält, man wünsche seinen Tod“. So kam es zwangsläufig dazu, daß beinahe alle französischen Divisionen mindestens einmal an der Verdun-Front kämpften; der Historiker Antoine Prost schreibt:

„Das ‚Schöpfrad‘ hatte enorme Auswirkungen auf die Moral der Truppe. Es machte aus dem Kampf um Verdun eine Angelegenheit der gesamten französischen Armee. Und so ging es plötzlich um sehr viel mehr. Die Soldaten, die dort Stellung bezogen, rückten auf ein Terrain vor, das sie nicht kannten, das ihnen aber dennoch nicht unbekannt war, da sie viel davon gehört hatten. Bevor man die Schlacht tatsächlich erlebte, hatte man sie sich schon einmal vorgestellt, und die tatsächliche Erfahrung nährte ihrerseits wieder die kollektive Einbildungskraft. Verdun wurde für die Franzosen somit ein heiliger Ort, ein Ort des Opfers und der Weihe. Der Gang nach Verdun war wie eine Initiation, auf die man wartet, von der man nur vage Vorstellungen hat, die man fürchtet, aber der man nicht zu entkommen vermag.“

... der man nicht zu entkommen vermag

... vielleicht sind deshalb, an einem beliebigen Schlachttag, Hunderte von französischen Soldaten im Kasernen-Vorort Pavé an ihren grüßenden Offizieren vorbeigezogen in Richtung Verdun-Front: blökend wie die Schafe; einer hatte damit angefangen, die übrigen fielen ein. Sie wußten alle, daß sie unterwegs waren zur Schlachtbank, darum blökten sie – und gingen doch weiter ihren Weg.

Hölle von Verdun – L’Enfer de Verdun“: Das ist ein Begriff aus dem Mund französischer Frontsoldaten, er entstand in den Nahkämpfen während der Monate April und Mai 1916.

Wie muß man sich diese Kämpfe vorstellen?

Im Stellungskrieg waren deutsche und französische Einheiten auf engstem Raum gegeneinander gedrückt, ineinander verkeilt, nicht selten ohne Gräben vorzufinden und oft genug gefährlich orientierungslos. Sie bekriegten sich mit Gewehren, Bajonetten und Handgranaten, mit Giftgas und – zuerst von den Deutschen eingesetzt – Flammenwerfern, während das Gelände gleichzeitig im nie endenden Feuer zweier Artillerien lag. Da oft keine Verbindung nach hinten bestand, waren die Solda-

ten von jeder Versorgung abgeschnitten. Schlimmer als der Hunger soll der Durst gewesen sein, aber wer aus Granatlöchern trank, brachte Leib und Leben in Gefahr.

In dieser Phase der Schlacht wuchs und wucherte heran, was die Überlebenden die unaussprechliche Erfahrung von Verdun genannt haben.

Doch es kam noch schlimmer, besonders für die Deutschen. Im Oktober 1916 erfolgte der französische Gegenangriff, der den Angreifer wieder in seine Ausgangslinien vom Februar zurückwerfen sollte, was schließlich auch gelang. Diese Offensive war der Anfang vom Ende der Verdun-Schlacht, und wenn die Deutschen mit ihrer Attacke einst hatten „Gericht“ halten wollen, so erfolgte nun das Gegen-Gericht.

Arnold Zweig, der es erlebt hat, berichtet mit grausamer Genauigkeit: „Ja, die Deutschen haben im Februar die Materialschlacht geschaffen; aber sie unterließen leider, sich ein Patent darauf zu sichern: längst haben die Franzosen sie übernommen, und nun meistern sie sie ...

Bis zum 24. Oktober früh feuern die französischen Geschütze wie bisher. Dann setzt aus sechshundert Rohren Trommelfeuer ein, eine Wand aus Stahl, Explosion und Vernichtung stürzt auf die angegriffene Grabenzone. Plötzlich schweigt das Feuer, als stehe der Infanterieangriff nun endlich bevor, und achthundert deutsche Kanonen, über zweihundert Batterien, rasen los, dem vermeintlichen Angriff an die Kehle. Und das sollen sie. Längst sind sie in den französischen Artilleriekarten eingezeichnet, jetzt hat man sie, jetzt schlägt es auf sie ein. Granaten rasen in die Geschützstände, zerschmettern die Kanonen, reißen den Kanonieren Arme und Köpfe weg, wild krachend fahren die Geschößstapel auseinander. Die Decken der Unterstände senken sich, Qualm erfüllt sie, ihre Stützen brechen, die Beobachter fallen aus den Wipfeln der Bäume oder werden wie Belag an die Wände ihrer Schlupflöcher geschmiert, zwischen Pfefferrücken und Damloup würgt der Tod die Würger, zerschlagen stählerne Beile die Granatschmieden.

Unvorstellbares haben die Deutschen bisher ausgehalten, diese geschwächten siebzigtausend Mann, ausgestreut und verloren im zertrommelten Gelände. Sie haben gehungert, sie haben bis zum Leib in wässrigem Schlamm gehockt, sie haben nicht geschlafen, das Fieber mit Aspirin bekämpft und ausgehalten. Jetzt gehen sie in Fetzen. Die Luft verwandelt sich in Donner, der gesetzmäßig auf sie niederschlägt in Form von krachenden Stahlzylindern, gefüllt mit Ekrasit. Unmöglich, die Gräben zu verlassen, unmöglich, darin zu bleiben, denn die Gräben bewegen sich, sie wogen, fahren zum Himmel auf und ergießen sich in immer neu geöffnete Höllenrachen.

Um elf Uhr vierzig setzt sich die französische Front in Bewegung, im dichten Nebel. An diesem Tag hat er sich nicht zu erheben geruht, milchweiß und undurchdringlich überlagert er die Erde ... niemand erblickte die Sonne des 24. Oktober. Glasig und mit gebrochenen Augen liegen die deutschen Toten ... zweiundzwanzig deutsche Bataillone werden hinweggefegt, bevor noch der Angriff ernstlich begonnen hat.

Mehr als man ausgehalten hat, kann das Vaterland nicht verlangen. Einzelnen und in Gruppen werfen die Überlebenden die Gewehre weg, waten hinaus in Schlamm und Nebel, die Hände erhoben.

„Kamerad!“ rufen sie, „Kamerad!“

Im Jahr 1921 erging in Frankreich ein Gesetz, das vorschrieb, welche Spuren des Krieges unbedingt zu erhalten seien. In der Begründung hieß es, daß die „Narben Frankreichs“ aller Welt sichtbar bleiben und von der „Größe des nationalen Opfers“ künden sollten. Die Front war lang – allein zehntausend Kilometer Drahtverhau mäanderten durch das Land. Nun begannen die Mühen des Gedenkens und Erinnerns, und sie würden noch in Jahrzehnten nicht beendet sein; der Historiker Antoine Prost schreibt:

„Große Schlachten bleiben den Völkern ewig in Erinnerung, vor allem diejenigen, in denen der Wille zur Abwehr eines Aggressors zur Stärkung der eigenen nationalen Identität beiträgt. Gute Beispiele sind da-

für im Altertum die Thermopylen und im letzten Weltkrieg Stalingrad. Insofern ist der Fall Verdun keineswegs einzigartig. Aber sein Studium ist deshalb für all jene doch nicht weniger interessant, die verstehen wollen, wie sich ein Ereignis zu einem Symbol wandeln kann und sich das nationale Gedächtnis auf einen einzelnen historischen Ort zu fixieren vermag.“

Der älteste Gedächtnisort auf dem Schlachtfeld von Verdun ist der „Bajonettgraben – Tranchée des Baionettes“. Er ist Originalschauplatz und Denkmal zugleich. Bei Kriegsende wurde hier ein zugeschütteter Schützengraben entdeckt, aus dem die Spitzen einiger Bajonette ragten. Man kann sie heute noch sehen, obwohl sie kaum größer sind als junge Pflanzentriebe. Ein niedriges Betondach wölbt sich darüber und schützt die dünne Erde gegen Wind und Regen. Doch stehen darunter tatsächlich tote französische Soldaten, „die schlafen, mit dem Gewehr in der Hand“, wie die Inschrift behauptet?

Historiker zweifeln daran schon seit den dreißiger Jahren.

Selbst wenn der Bajonettgraben erfunden wäre, er zeigt doch, was Soldaten in Verdun tausendfach widerfuhr: nämlich beim Beschuß mit größten Kalibern lebendig unter den in Bewegung geratenen Erdmassen begraben zu werden. Der Bajonettgraben führt vor Augen, was für grausame Tode in Verdun gestorben werden mußten. Das darüber errichtete Mausoleum, gestiftet von einem amerikanischen Millionär, wurde bereits kurz nach dem Krieg vom Präsidenten der Republik eingeweiht. Das Kreuz, das die Szenerie dominiert, verleiht den Toten den Nimbus von Märtyrern.

Hier dient das Gedächtnis ausschließlich dem Gedenken an den Opfergang der eigenen Soldaten. Für die andere, die deutsche Seite, ist darin noch kein Platz. Deutsches und französisches Gedächtnis sollten in Verdun noch lange unterschieden bleiben, so wie die Farben der Grabzeichen auf den Soldatenfriedhöfen unterschiedlich sind: schwarz für die Angreifer, weiß für die Franzosen und ihre Alliierten. Das änderte sich erst mit der Errichtung des „Ossuaire“, des „Beinhauses“, das zusam-

men mit dem Soldatenfriedhof von Douaumont die „Nécropole Nationale“, die Totenstadt von Verdun bildet.

Anfangs freilich vollzog sich die Verschmelzung des Gedenkens wider Willen:

Nach 1918 wird das Schlachtfeld gesäubert. Diese Arbeit ist innerhalb der einstigen „zentralen Feuerzone“, der „zone rouge“, am gefährlichsten. Deutsche Kriegsgefangene tragen die Hauptlast. Viele von ihnen kommen dabei um, werden bei Explosionen zerrissen oder gehen in den bis zu dreißig Meter tiefen Trichtern unter, die voll Wasser und Schlamm sind. Zugweise wird Kriegsschrott, darunter wertvollste Edelmetalle, abtransportiert; bis 1928 sollen es allein aus Verdun 50 000 Tonnen gewesen sein.

An der Schlachtfeld-Entrümpelung verdienen, auch in Deutschland, teils dieselben Leute, die schon an der Aufrüstung verdient haben.

Auch die Landschaft muß wiederhergestellt werden. Rings um Verdun sind 20 000 Hektar Land total verwüstet. Allein um die Kampf- und Laufgräben aufzuschütten, sind 30 Millionen Kubikmeter Erde nötig. Die Wiederaufforstung der Wälder zieht sich bis um 1990 hin; knapp zwanzig Jahre alt müßte jetzt, wenn das Auge des Wanderers nicht trügt, die jüngste Baumgeneration am „Chemin du Loup“ sein. Nach den ersten Versuchen gedieh nur Krüppelholz; wieder und wieder wurde es gefällt, sein Wurzelwerk ausgerodet – dann folgte die nächste Bepflanzung, so lange bis die Bäume wieder aufrecht stehen konnten.

Acker- und Weideland dagegen ließen sich zum größten Teil nicht regenerieren, alles war von Gas, Öl und Leichen bis tief hinunter verseucht. So mußten viele Bauern, die hier einst gelebt hatten, auf die Heimkehr verzichten. Sie überließen ihren Boden dem Wald.

Bei der großen Säuberung der „Hölle von Verdun“ traten unentwegt menschliche Überreste zutage, über zehn Jahre lang. Noch 1931 konnte Erich Kästner ein überaus realistisches Lied davon singen:

Auf den Schlachtfeldern von Verdun

finden die Toten keine Ruhe.
Täglich dringen dort aus der Erde
Helme und Schädel, Schenkel und Schuhe.

Über die Schlachtfelder von Verdun
laufen mit Schaufeln bewaffnete Christen,
kehren Rippen und Köpfe zusammen
und verfrachten die Helden in Kisten.

Und die Bauern packt das Grauen.
Gegen die Toten ist nichts zu erreichen.
Auf den gestern gesäuberten Feldern
liegen morgen zehn neue Leichen.

Zwischen Ähren und gelben Blumen,
zwischen Unterholz und Farnen
greifen Hände aus dem Boden,
um die Lebenden zu warnen.

Die verbliebenen Bewohner der Region flehten die Behörden um Hilfe an; sie fanden auch bei der Kirche Gehör. Bald wurde der Entschluß gefaßt, ein Sammelgrab anzulegen. So entstand das Beinhaus von Douaumont, das vorwiegend mit Spenden finanziert wurde und 1932 fertiggestellt war.

Offiziell sollte das „Ossuaire“ eine rein französische Grablege sein. Doch wer konnte die Knochen von weit über 100 000 unidentifizierbaren Toten auseinanderdividieren? Stillschweigend bettete man sie in den Gräften zusammen. Vor allem älteren Franzosen, so kann man in Verdun noch hören, war die Vorstellung schwer erträglich, an diesem Ort gleichsam unterschiedslos zu gedenken. Doch ebenso ist zu hören, daß diese Sorge niemanden mehr plagt, seit Präsident Mitterrand und Bun-

deskanzler Kohl 1984 Hand in Hand vor dem Beinhaus gedachten und so den letzten Akt der deutsch-französischen Aussöhnung vollzogen.

Das Beinhaus besteht aus einem 46 Meter hohen Turm sowie einem flachen Querbau von 137 Metern Länge, über dessen Mitte der Turm aufragt. Von weitem entdeckt man seinen Symbolcharakter leicht: Der steinerne Turm ist einer Granate nachgebildet, aus der an der Vorderseite reliefartig ein Kreuz hervortritt; der Querbau legt sich vor das Auge wie ein Sperrwall, den die Deutschen im Krieg nicht überwunden haben.

Im ersten Turmgeschoß tritt man in ein Museum, das Schlacht-Funde aufbewahrt, persönliche Kleinode, die im Maschinenkrieg wundersamerweise nicht zermahlen wurden: Brillen, Brieföffner, Pfeifenköpfe; auch sie werden nicht in „deutsch“ und „französisch“ sortiert.

Überwältigend sind die täuschend raumechten Blicke auf das Schlachtfeld von 1916, die im selben Stock das Stereoskop freigibt – eine Art Kino mit stehenden Bildern. Man schaut wie durch einen Spion in die Vergangenheit und sieht Gräben, Granatlöcher, Drahtgewirr, Unterstände, dazwischen Lebende und Tote in Uniform, kurz: die ganze besetzte Kraterlandschaft, die sich in der Vorstellung mit dem Wort Stellungskrieg verbindet. Der Erste Weltkrieg war der letzte noch (relativ) bildarme Krieg – um so stärker die Wirkung des imaginären Rundblicks vom Turm. Nachher, ganz oben, blickt man staunend über die wiedererstandenen Wälder hin, in denen inzwischen sogar Orchideen wachsen.

Außer den endlosen Bodenwellen, mit denen dieses Land für alle Zeiten gezeichnet ist, sieht man nichts mehr von der „säuischen Trichterwelt“, die Arnold Zweig beschrieben hat. Sein Buch fügt den „vues stéréoskopiques“ des Museums weitere unverzichtbare Eindrücke hinzu; der Verdun-Besucher sollte es unbedingt mit sich führen. Zweig, der vor Verdun zum „Ohrentier“ wurde, gibt die Schreckensmusik der Schlacht wider: „das „Brodeln“ und „Brocken“ der Geschosse, das „hemmungslose Brüllen des gemarterten Fleisches“, den Fiepgesang der Ratten, die sich an totem Fleisch mästeten. Ebenso die Dünste, die über diesen

Kalvarienberg „am Rande der Menschheit“ zogen: von Essensresten, Kot, frischem Blut und Verwesung. Auch erzählt er von den Orientierungsversuchen beklemmender Neuankömmlinge in den enthaupteten, qualmenden Wäldern. Die Vergehen an der Natur: Zweig hat sie in die Kriegsschuld der Menschen aufgenommen.

An der Seite des Schriftsteller-Zeugen wird der Leser gleichsam zum Archäologen der Schlacht. In Erdnähe erwirbt er intime Kenntnisse des Geländes. Aber auch den Stationenweg der Gleichnisse durchwandert er. Mit dem Armierungssoldaten Bertin steht er gebannt vor einem denkwürdigen Wegweiser, der in die Feuerzone zeigt: der verlederten Leiche eines französischen Soldaten mit ausgestrecktem Arm, der von einem Granatsplitter an einen Baum gespießt ist. Und mit zwei Schipern sucht er Schutz in einem Trichterloch:

„Sie sitzen“, heißt es im Buch, „auf einer dicken Eisschicht, wie sie meinen, aber da irren sie. Sie sitzen vielmehr auf der Grundfläche eines Eiskegels, dessen Spitze nach dem Mittelpunkt der Erde hinzeigt, und in dem, geknäuelt wie eine Frucht im Mutterleibe, ein deutscher Soldat eingefroren und tot dem nächsten Tauwetter entgegenschläft.“

Ein altes Motiv der Kriegsliteratur tritt da zutage: der *globus versatus*, die „verkehrte Welt“. Und dieses Motiv will sagen – bei Zweig wie bereits bei Grimmelshausen: Mit dem großen Krieg sprengt der Mensch sich selbst aus der Mitte der Schöpfung heraus. In Zweigs Roman ist es nicht mehr die göttliche, sondern die vernünftige Ordnung, die auf den Kopf gestellt wird. Die totale Weltverdrehung, der Tod der Vernunft, der Rückfall in ein voraufklärerisches, ja, vorkopernikanisches Zeitalter – all das wäre als Preis zu benennen, den die Gattung Mensch für den Superlativ „Verdun“ zu bezahlen hat; darum lautet der erste Satz des Buchs:

„Die Erde ist eine gelbgrün gefleckte, blutgetränkte Scheibe, über die ein unerbittlich blauer Himmel gestülpt ist wie eine Mausefalle, damit die Menschheit den Plagen nicht entrinne, die ihre tierische Natur über sie verhängt.“

Doch vielleicht das Wichtigste: Mitten in der Schlacht entdeckt Zweig die Macht des Unbewußten – und davor beginnt er sich zu fürchten. Von sich selbst sagt der Autor, daß er vom Schlachtfeld „als zerstörte, vom Krieg bis in ihre Urgründe hinein aufgerissene Person“ zurückgekehrt sei. Jahre mußten vergehen, bevor Zweig, geboren 1887, über Verdun schreiben konnte, und er hat sich dazu auch der Deutungsmacht der Psychoanalyse bedient. Deshalb weiß er so gut um die unbewußte Wirkung des Geschehenen; im Roman heißt es: „Alles, was diese Leute erleben, gleitet durch die Schichten des überwachten Inneren in die Unterströmungen, Hohlräume und tiefen Gewölbe. Von dort aus wird es spuken und stören, bald oder später.“

Stören und spuken: vielleicht erst in den nächsten oder übernächsten Generation ... etwa in der, die in den dreißiger Jahren erwachsen wurde und der man einhämmerte: „Der nationalsozialistische Geist ist in den Trichtern von Verdun geboren worden“ ... man wundert sich dann nicht mehr, daß so viele der verrücktesten Nazi-Führer in Verdun Soldaten gewesen waren: Hermann Göring, Rudolf Heß, Ernst Röhm.

In Frankreich wird gern von „Geschichtskultur“ gesprochen, ein Wort, das hierzulande nicht gebräuchlich ist. Zur französischen „Geschichtskultur“ gehört eine differenzierte und sensible Wahrnehmung von Orten. So wurde der „Lieux de Mémoire“, der Erinnerungsplatz „Schlachtfeld Verdun“, zugleich ein Ort des Geschehens *und* eine geweihte Stätte. Profan-Historisches und Heiliges vermischen sich hier; hinter dem Kriegereignis wird Höheres spürbar: der Opfergang, der Lebensverzicht, die selbstlose Hingabe der Hunderttausende; eine religiöse oder quasi-religiöse Empfindsamkeit soll beim Besucher angesprochen werden.

Auf diese Weise kann Frankreich sich seiner selbst aber nur an einem Ort wie Verdun erinnern: Hier war es im Recht! Auf den Schädelstätten seiner Kolonialkriege, in Vietnam oder Algerien, wäre das unannehmbar.

Das Mémorial von Fleury ist nach dem Beinhaus und dem Bajonettgraben der jüngste Gedächtnisort. In den sechziger Jahren von Veteranen als Begegnungsstätte gegründet, hat es bis heute einen Wandel durchlaufen, den man auf den Nenner bringen könnte: vom Gedenken zum Erinnern und Verstehen.

Im Mémorial ist das Phänomen „Verdun“ endgültig von den Zeitzeugen an die Nachgeborenen übergegangen. Französische Schulklassen wandern durch die Räume, von ihren Lehrern eingewiesen und zur Ruhe angehalten. Einzelbesucher beugen sich auf die Vitrinen hinab, um ja nichts zu übersehen. Das ausgebreitete Material ist vielfältig. Es reicht von durchschossenen Münzen bis zum Kampfflugzeug, das von der Decke hängt. Waffen, Helme und Uniformen sind aufgeboten; zerbeulte Eßgeschirre, Flammenwerfer der Marke Eigenbau, Trittfallen aus Stacheldrahtstücken, Medizingerät von den Verbandsplätzen; auch ein großer Granatsplitter, der sich bei näherem Hinsehen als Glockenfragment aus dem planierten Dorf Fleury erweist; ein zerborstenes Bahngleis, Feldflaschen, Schulterklappen, Beinschienen, Uhren ...

Diese Nahrung für Herz und Hirn ist so reichhaltig, daß man vermutet, die Museumsmacher hätten unter der Angst gelitten, den Kampf um Anschaulichkeit zu verlieren und die Wahrheit zu verfehlen. Wo wäre das verständlicher als hier! Andererseits scheinen sie befürchtet zu haben, sich im Dschungel der Details zu verirren, von denen jedes einzelne zu viele Reize aussenden, dadurch den Betrachter ablenken und um ein gerechtes Gesamtbild bringen könnte.

Wohl deshalb prallt man mittendrin plötzlich auf das mahnende Wort: „Es gibt keine Poesie der Hölle!“

Im Mémorial ist das Gedächtnis der Schlacht nicht nur zweisprachig, sondern auch zweistimmig geworden. Alles wird in doppelter Perspektive erzählt, hier deutsch, da französisch – doch ohne daß der gravierendste aller Unterschiede verwischt würde, nämlich wer der Aggressor war und wer nicht. Die Verdun-Schlacht ist aber so entsetzlich gewesen,

daß dieser Unterschied für die Dauer der Erinnerung an das gemeinsame Frontsoldaten-Elend als belanglos erachtet wird.

Diese Großmut ist der „Solidarität“ mit den deutschen Kombattanten entsprungen, die Maurice Genevoix aus der Einzigartigkeit der Verdun-Erfahrung gewonnen hat ...

Und vielleicht darf man sich darum als nachgeborener Deutscher auch zueigen machen, was der Historiker Antoine Prost über Verdun und die nationale Erinnerung der Franzosen schreibt:

„Es ist keine Episode unter vielen anderen, sondern der unüberschreitbare Punkt, an dem der Patriotismus des 19. Jahrhunderts in einem ungeheuren, so über- wie unmenschlichen Opfergang seinen Höhepunkt, aber auch seinen Abschluß findet. Deshalb kann die kollektive Vorstellung Verdun weder vergessen noch wirklich verstehen. Im Gedenken an dieses Ereignis betritt sie deshalb das eigengesetzliche Reich des Geheimnisvollen.“

Der faszinierendste Platz für Deutsche ist auf diesem Schlachtfeld seit jeher Fort Douaumont gewesen. Und zwar aus dem einfachen Grund, daß dieser betongraue, grasbewachsene, gezackte Wehrbau von einem Kilometer Umfang sich zwischen Ende Februar und Ende Oktober 1916 in deutscher Hand befunden hat. 50 000 Deutsche sollen allein in den Kämpfen um diesen Klotz gefallen sein. Fort Douaumont ist das Kernstück des Abwehrrings rund um die Feste Verdun – die Kesselpauke für die schwere Artillerie beider Seiten, je nachdem, wer gerade drin saß.

Ja, in der Heimat wurde der Douaumont (zusammen mit dem Toten Mann) zum beherrschenden Mythos des Ersten Weltkriegs. Und besonders in der Nazi-Zeit köchelten auf seiner Flamme trübe Heldenlegenden. Den Hauptmann Brandis, der das Fort angeblich eingenommen hatte, kannte in Deutschland jedes Kind. Für seinen Coup soll sogar ein Dorf nach ihm benannt worden sein ...

Im Fort von Douaumont kamen am 8. Mai 1916 fast tausend deutsche Soldaten ums Leben. Der Kriegsbericht unterschlug die Wahrheit (erst Arnold Zweig reichte sie in seinem Verdun-Buch in aller Drastik nach): Die vorwiegend bayerischen und brandenburgischen Infanteristen hatten, in einem Seitenstollen ausruhend, um Kraft für den Sturm auf Fleury zu schöpfen, einen Munitionsunfall verursacht. Es war nicht unüblich unter den Feldgrauen, Handgranaten aufzuschrauben, ihr leicht brennbares Zündpulver zu entnehmen, es zu entzünden und darüber Kaffeewasser zu kochen ... Diesmal ging es schief – und all die Soldaten im Stollen starben in den Detonationen der herumliegenden Minen und im Feuer des dort ebenfalls gelagerten Flammenwerferöls. Nur dreihundert Tote konnten nach draußen geschafft werden, weil das Fort unter starkem Beschuß lag. Der Raum mit den übrigen 679 Leichnamen wurde tags darauf von einem Pioniertrupp zugemauert.

Er wurde zum Friedhof erklärt und ist bis heute nicht wieder geöffnet worden: eine Massen-Grabkammer hinter den dicksten Schutzwällen Frankreichs.

Sie erinnert an den nicht weit entfernten Bajonettgraben.

Auf welche Arten Soldaten in Verdun zu Tode kamen ...

Im Tunnel vor der Mauer hat man einen Altar errichtet. Die Luft riecht nach Keller und Katakombe. Das spärliche Licht flackert. Wasser sickert aus den Rissen im Gewölbe. Fort Douaumont drückt dem Besucher nicht nur auf die Augen, sondern auch auf die Ohren. Die Blumen auf dem Altar dürften in diesem Klima nicht lange überdauern. Schon eher die Kränze, die Bundeswehr-Kameradschaftsverbände aus mehreren alten und neuen Bundesländern davor niedergelegt haben, mit schwarz-rot-goldenen Schleifen. Niemand hat etwas dagegen einzuwenden ... es ist die deutsche Ecke des Forts, über dem jedoch, wie um alle Zweideutigkeiten zu zerstreuen, die Tricolore flattert.

Verdun hat dem Krieg zwar nicht den Garaus gemacht, aber das menschliche Wissen um den Krieg schmerzhaft erweitert, ebenso die

Sprache, auch die Zeichensprache, in der fortan des Krieges und seiner Opfer gedacht wurde: an der Grenze menschlicher Ausdrucksfähigkeit.

Ein besonders augenfälliges Beispiel dafür ist das Kriegerdenkmal auf dem Toten Mann, das bereits um 1930 für die Gefallenen der 69. französischen Division errichtet wurde. Es fällt aus aller Tradition: kein Heldenpathos, kein Siegerjubiläum, nur finsterner Trotz und Tod, nirgends ein Gott – so sah man es in Frankreich und wandte sich entrüstet ab. Doch das Denkmal steht noch immer, und wenn der Trupp mit dem Sandstrahlgerät da war, und es gereinigt hat, ragt es weiß wie der Flügel eines Engels in den Himmel.

Es ist der Tote Mann selbst, der hier verkörpert wird: knappe fünf Meter hoch, ein Knochenmann, mit einem Totenschädel und hervortretenden Rippen, nur die beiden Arme sind die Arme eines Lebenden: stark, sehnig – und mit geballter rechter Faust greift der Knochenmann in die Höhe, um dort sein eigenes Leichentuch festzuhalten, so als wolle er es gleich von hinten über sich ziehen. Im linken Arm hält er das Feldzeichen seiner Einheit und preßt es gegen die Schulter; es ist umwickelt mit Tuch – die französische Fahne vielleicht –, und aus dem üppigen Faltenwurf entrollt sich das Leichentuch, mit dem der Tote Mann im Begriff ist, sich zu bedecken.

So wurde aus dem Ortsnamen ein Sinnbild des unaussprechlichen Kriegs.

Auf dem Denkmalssockel steht: „Ils n'ont pas passé – Sie sind nicht durchgekommen“. Auch diese Worte, im Grunde nur eine nüchterne Feststellung, erzeugen weder ein Siegesgefühl noch den Wunsch nach Heldenverehrung. Der Tote Mann greift keinen schon bekannten Denkmalstil auf, sondern stiftet einen eigenen: Es dürfte kein Zufall gewesen sein, daß das „Ils n'ont pas passé“ im Spanischen Bürgerkrieg – auch er ein Volkskrieg – ein starkes Echo gefunden hat im „No pasaran! – Sie werden nicht durchkommen!“ der Republikaner, die gegen Francos Faschisten kämpften.

Und noch ein anderer, wichtigerer und weltweit nachgeahmter Totenkult wurde aus den Erfahrungen der Verdun-Schlacht gewonnen: „der Unbekannte Soldat – le Soldat Inconnu“. Verdun, die erste Material- und Maschinenschlacht der Geschichte, hat Abertausende von unidentifizierbaren Leichen hinterlassen. Ebenso wie die Vermißten erlegten sie dem bisher üblichen militärischen Totengedenken ein kaum lösbares Problem auf. Doch Frankreich wollte, mußte es lösen. So setzte bereits 1920 eine öffentliche Debatte ein, an der sich auch Intellektuelle beteiligten, unter anderem der Schriftsteller Henri de Jouvenal, der den Vorschlag machte, unter den anonymen Toten des Weltkriegs einen auszuwählen, ihn aber nicht „in der Einsamkeit des Panthéon einzuschließen“, sondern unter den Bögen des Arc de Triomphe zu bestatten, also im öffentlichen Raum, einem Raum, „der dem Himmel offenstand“, wie der Autor schreibt.

Die französische Regierung ordnete an, daß acht unbekannte, aber eindeutig französische Gefallene von den meistumkämpften Frontabschnitten Verduns wieder ans Tageslicht geholt und eingesargt wurden. Die Särge bahrte man in der Zitadelle der Stadt auf, und ein ehemaliger Kriegsfreiwilliger namens Auguste Thin hatte zu wählen, welcher dieser Toten in Paris der Unbekannte Soldat werden sollte. Er legte seinen auf dem Schlachtfeld gepflückten Blumenstrauß auf den Sarg Nummer sechs; für den entschied er sich, indem er die Quersumme aus der Nummer seines Regiments - 123 - bildete, wie er später mitteilte.

Es war ein toter französischer Soldat aus Fort Douaumont.

Er wurde im Sarg in die Hauptstadt verfrachtet, für ein paar Wochen in einer Kapelle beim Triumphbogen abermals aufgebahrt und schließlich in die Erde gelegt. Die für ihn leuchtende ewige Flamme kam erst später hinzu, um, so die regierungsamtliche Verlautbarung, „über den Unbekannten zu wachen, der in seiner Anonymität und Einsamkeit größer ist als alle Marschälle und Generäle, deren Namen in den Triumphbogen eingemeißelt sind.“

Dem amerikanischen Schriftsteller William Faulkner erschien diese symbolische Bestattung des Einen für alle Anderen reichlich fragwürdig, bigott und wohl auch riskant, weshalb er in seiner Passionsgeschichte „Eine Fabel“ aus dem Jahr 1954 das Geschehen umerzählt: *Sein* Unbekannter Soldat ist ein französischer Korporal, der von den eigenen Leuten als Deserteur erschossen wurde; ein paar gute Kameraden haben ihn in den Sarg geschmuggelt, der am Ende unter dem Triumphbogen begraben wird ...

Der deutsche Journalist Theodor Wolff teilte Faulkners Unbehagen begreiflicherweise nicht. Er war überzeugt, daß nur eine demokratisch-egalitäre Nation die Gedenkfigur des Unbekannten Soldaten erfinden konnte. Wo Nationalisten das Sagen hatten, wie im Dritten Reich, hätte das nie geschehen können, denn, so Wolff, „sie hätten schließlich befürchten müssen, einen Juden oder einen Sozialdemokraten zu ehren“.

Man sieht an diesen Beispielen, daß das Gedächtnis der großen, alle Vorstellungen übersteigenden Schlacht brüchig, unvollkommen und widersprüchlich bleibt – und auch mißbraucht werden kann!

Dennoch wollen Menschen nicht davon absehen, sich erinnern zu müssen.

Benützte Bücher, die im Text nicht genannt werden:

German Werth, Verdun. Die Schlacht und der Mythos, 1979;

Kurt Fischer und Stephan Klink, Spurensuche bei Verdun. Ein Führer über die Schlachtfelder, 2005;

Horst Rohde und Robert Ostrovsky, Militärgeschichtlicher Reiseführer Verdun, 1996;

Jacques-Henri Lefebvre, Die Hölle von Verdun. Nach den Berichten von Frontkämpfern, 1965, neu 1997 (veröffentlicht vom Mémorial in Fleury);

Paul C. Ettighoffer, Verdun. Das große Gericht, 1936; Neuausgabe mit einem Nachwort von Maurice Genevoix, 1976 (Auszüge aus diesem Buch waren in Frankreich zeitweise Schullektüre).

Antoine Prost, Verdun, in: Pierre Nora (Hg.), Erinnerungsorte Frankreichs, 2005.

